

## 41) Pelle der Eroberer.

Sechsjahre.

Roman von M. Andersen Nexö.

18.

Pelle kämpfte gegen den Rückgang auf der Werkstatt. Es war ein neuer Lehrling gekommen, aber alles Schwierige mußte er nach wie vor besorgen. Er besorgte die Leiherei und kaufte auf Kredit ein; er mußte zu den ungeduldigen Kunden und versuchen, sie zufrieden zu stellen. Er rührte seine Glieder, lernte aber nichts Ordentliches. „Lauf gleich einmal nach dem Hasen hinunter,“ pflegte der Meister zu sagen, „vielleicht ist da Arbeit zu holen!“ Aber der Meister interessierte sich mehr für die Neuigkeiten, die er von dort mitbrachte.

Pelle lief auch ohne Aufforderung da hinab. Nach dem Hasen mußte jeder in der Stadt, so oft er hinauskam; er war das Herz, durch ihn kam und ging alles: das Geld und die Phantasien und ihre Befriedigung. Jeder war zur See gewesen und hatte da draußen seine besten Erinnerungen und seine härtesten Kämpfe liegen. Den Weg hinaus nahmen die Träume, das Meer lag dahinter und sog die Gedanken an sich, für die Jungen, die hinauswollten, um sich zu tummeln, und für die Alten, die in ihren Erinnerungen lebten. Es war der Gang in aller Gemütern und der Gott im allerinnersten aller Gemüter; der Ueberschuß des Lebens schweifte da hinaus, all das Unerklärliche und Mystische. Das Blut von Tausenden hatte das Meer getrunken, ohne seine Farbe zu ändern, das Rätsel des Lebens brütete in seinen Wassern.

Aus dem Boden der Tiefe stieg das Schicksal auf und zeichnete seinen Mann mit kurzer Frist; er konnte sich an Land retten wie Väder Jörgensen, der nie mehr auf See ging, nachdem sie ihn gewarnt hatte, oder im Schlaf aufstehen und gerade über die Schiffswand hinausspazieren wie Bootsmann Jensen. Da unten, wo die Ertrunkenen sich aufhielten, sanken die Schiffe hinab, um ihnen zu bringen, was sie bedurften; die blutlosen Kinder des Meeres stiegen von Zeit zu Zeit an das Ufer heran, um mit Kindern zu spielen, die am Sonntag geboren waren und ihnen Glück oder Tod zu bringen.

Ueber das Meer hinüber kam der Dampfer dreimal die Woche und brachte Nachricht aus Kopenhagen, und da kamen Schiffe, die ganz bereit waren und andere, die ein schweres Led hatten oder die Leichen an Bord führten, und große Fahrzeuge, die nach den warmen Ländern fuhren und richtige Regier unter der Besatzung hatten.

Dort unten standen die Alten, die die See verlassen hatten, und starrten den langen Tag hinaus über den Tummelplatz ihrer Mannesjahre, bis der Tod sie holte. Das Meer hatte ihnen Sicht in die Glieder gelassen, sie hatten sich trumm und schief geschlagen, und in den Winternächten konnte man sie vor Schmerz brüllen hören wie wilde Tiere. Hier unten trieb sich aller Auswurf herum, Invaliden und Hinfällige und Träge, und Leute, die geschäftstüchtig waren, jagten hin und her am Hasen mit flatternden Rockschößen, um den Profit aufzuschneffeln.

Die Jugend tummelte sich hier beständig, es war, als komme man der Zukunft entgegen, wenn man hier am offenen Meer spielte. Viele kamen niemals weiter, aber viele ließen sich erfassen und wirbelten in die Ungewißheit hinaus, so wie Nissen. Als die Schiffe aufgefakelt wurden, konnte er nicht länger widerstehen. Er opferte zwei Jahre Lehrzeit und nahm Reißhaus an Bord eines Schiffes, das auf lange Fahrt ging. Jetzt war er weit draußen im Passat, auf dem Wege südlich um Amerika herum nach Rotholz. Und mit jedem Dampfer zogen einige aus. Die Mädchen waren die Mutigsten, wo es sich darum handelte, sich loszureißen; sie dampften schnell von dannen und zogen in blinder Verliebtheit junge Männer mit sich. Und Männer strebten hinaus, um etwas zu versuchen, das ihnen mehr gab als das hier in der Heimat.

Pelle hatte dies alles schon einmal erlebt, dies selbe Sehnen und fühlte selbst den Zug in sich. Draußen auf dem

Land war es der Traum aller Armen, sich nach der Stadt hindurchzukämpfen, und die Kühnsten wagten es eines Tages mit heißen Wangen, während die Alten warnend von der Verderbnis der Stadt und von Wegwerfen sprachen. Und hier drinnen war es der Traum von der Hauptstadt Kopenhagen, das war das Glück! Wer mutig war, hing eines Tages über den Schiffsreeking und winkte Lebewohl mit einem unsichtbaren Zug über den Augen, als spiele er ein hohes Spiel; da drüben sollte man es ja mit den Lüchtigsten aufnehmen. Aber die Alten schüttelten den Kopf und sprachen viel von den Versuchungen und der Verderbnis der Hauptstadt.

Hin und wieder kam wohl einer zurück und gab ihnen recht. Dann ließen sie zufrieden von Tür zu Tür. „Haben wir es nicht gesagt!“ Aber manche kamen zu den Festzeiten nach Hause und waren so fein, daß das Ende dabei aufhörte. Und diesem oder jenem Mädchen war es so gut gegangen, so daß man die Ansicht des Holzfuß-Varsen über sie einholen mußte.

Die Mädchen, die sich da drüben verheiratet hatten, ja, die waren ja versorgt. Sie kamen in Zwischenräumen von langen Jahren wieder in die Heimat zu den Eltern, reisten auf dem Deck zwischen dem Vieh und gaben der Stewardess fünfzig Öre, um in der Zeitung als Kajütenpassagiere angeführt zu werden. Fein genug in Zeug waren sie ja; aber die Gesichter redeten mit in ihrer Schmalheit. „Da ist sicher nicht Essen genug für all die da drüben!“ sagten die alten Frauen.

Aber Pelle interessierte sich nicht für die Heimkehrenden. Alle seine Gedanken gingen mit denen, die von dannen zogen; das Herz zerrte ihm schmerzlich in der Brust, solche Uebermacht hatte sein Hinausfliegen mit ihm. Das Meer, mochte es kochen oder träge daliegen, füllte beständig seinen Kopf mit diesem Säusen von der Welt da drüben, mit einem dumpfen, verblühten Gesang von Glück.

Eines Tages, als er auf dem Wege da hinab war, begegnete er dem alten Dachdecker Holm aus Stengaarden. Holm ging umher und sah die Häuser von oben bis unten an, er hob die Beine ganz hoch vor lauter Verwunderung und schwahte mit sich selbst. Am Arm hatte er seinen Spahnkorb mit Butterbrot, Schnaps und Bier.

„Ne, da ist doch endlich einer!“ sagte er und gab ihm die Hand. „Ich ging hier gerade herum und wunderte mich darüber, wo sie alle bleiben, die zwischen Jahr und Tag hier hineinziehen und ob sie es zu was gebracht haben. Mutter und ich haben oft davon geredet, daß es ganz schön sein könnte zu wissen, wie sich die Zukunft für diesen oder jenen gemacht hat. Und da heute morgen sagte sie, nun wäre es wohl am besten, wenn ich mal kurzen Prozeß machte, ehe ich es ganz verlernte, mich hier in den Straßen zurechtzufinden. Ich bin ja seit zehn Jahren nicht hier gewesen. Na, nach dem, was ich bisher gesehen hab, brauchen Mutter und ich nicht zu bereuen, daß wir zu Hause geblieben sind. Hier wächst nichts weiter als Laternenpfähle, und die groß zu ziehen, darauf versteht sich Mutter wohl nicht. Strohdächer habe ich hier auch nicht gesehen. Hier in der Stadt gönnen sie dem Dachdecker wohl nicht das liebe Brot. — Aber den Hasen will ich doch sehen, ehe ich nach Haus gehe.“

„Dann gehen wir zusammen,“ sagte Pelle. Er freute sich, Leute aus der Heimat zu treffen. Das Land da drüben um Stengaarden herum war für ihn beständig die Heimat seiner Kindheit. Er plauderte und zeigte.

„Ja, ich bin nun schon ein-, zwei-, dreimal früher hier am Hasen gewesen,“ sagte Holm, „aber den Dampfer habe ich nie zu sehen gekriegt. Sie erzählen ja sonst große Dinge davon; sie sagen, daß alle unsere Produkte nun mit dem Dampfer in die Hauptstadt gebracht werden.“

„Er liegt heute hier,“ sagte Pelle eifrig. „Heute abend geht er ab.“

Solms Augen strahlten. „Dann krieg ich den Kerl ja auch zu sehen. Den Rauch habe ich ja so oft daheim von den Hügel aus über das Meer wandern sehen, und das gab immer so viel zu denken. Sie fagen ja, daß er Kohlen frißt und aus Eisen ist.“ Er sah Pelle unsicher an.

Das große leere Hasenbuden, in dem ein paar Hundert Männer an der Arbeit waren, interessierte ihn sehr. Pelle

zeigte ihm „die Kraft“, der sich dort abmühte wie ein Blödsinniger und sich die schwerste Arbeit aufspaden ließ.

„So, der ist das!“ rief Holm aus, „ich hab seinen Vater gekannt; das war ein Mann, der über das Gewöhnliche hinaus wollte, aber er hat es zu nichts gebracht. — Und wie geht es dann Deinem Vater? Wohl nicht zum Besten, wie ich gehört hab?“

Belle war vor kurzem zu Hause gewesen; es ging nicht gut dort, aber darüber schwieg er. „Karna fränkelt ja ein wenig,“ war das Einzige, was er sagte, „Sie hat sich zuviel zugemutet und sich ver hoben.“

„Sie sagen, daß es ihm schwer wird durchzukommen. — Die haben sich wohl zuviel aufgeladen,“ fuhr Holm fort.

Belle erwiderte nichts; und dann nahm der Dampfer die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Holm vergaß ganz den Mund zu gebrauchen, redselig wie er sonst war.

Der Dampfer war im Begriff, Stückgut einzuladen; an beiden Luken sang die Dampfwinde und fauchte jedesmal, wenn sie nach einer anderen Richtung herumgedreht wurde. Holm wurden die Beine so leicht, er stand wie auf Nadeln; wenn der Kran über den Quai geschwungen wurde und die Ketten rasselnd herunter jagten, floh er ganz hinüber bis an den Speicher. Belle wollte ihn mit an Bord nehmen, aber davon war keine Rede. „Der sieht ja aus, wie ein böshaftes Ungetüm,“ sagte er, „so wie er niest und sich anstellt.“

Auf dem Quai lag an der vorderen Luke ein Hause armsgeligen Hausrats bunt durcheinander. Ein Mann stand da und hielt einen Mahagonispiegel, den einzigen Wertgegenstand, in den Armen; seine Miene war finster. Aus der Art und Weise, wie er sich die Nase schnäuzte — mit dem Knöchel, statt mit den Fingern — konnte man sehen, daß er etwas Ungewöhnliches vorhatte. Sein Blick hing unverwandt an dem armsgeligen Hab und Gut und verfolgte ängstlich jedes gebrechliche Stück auf seiner lustigen Reise in den Bauch des Schiffes. Die Frau und Kinder saßen auf der Brustwehr und stahen aus den Vorratskörben. Sie hatten wohl schon seit Stunden hier gesessen. Die Kinder waren weinerlich und müde, die Mutter redete ihnen zu und legte sie zum Schlafen auf die Steine.

„Reisen wir noch nicht bald?“ fragten sie fortwährend in jammerndem Ton.

„Ja, jetzt geht das Schiff gleich, aber dann müßt Ihr sehr lieb sein, sonst will es Euch nicht mitnehmen. Und dann kommt Ihr in die Hauptstadt, wo sie Weißbrot essen und immer in Lederstiefeln gehen. Da wohnt der König selbst, und da haben sie alles in den Läden.“ Sie legte ihnen ihr Umschlagetuch unter den Kopf.

„Aber das ist ja Per Ankers Sohn aus Blaaht!“ rief Holm, als er eine Weile dagestanden und den Mann angesehen hatte. „Was, Du willst das Land verlassen?“

„Ja, das habe ich mir so gedacht,“ antwortete der Mann ruhig und fuhr sich mit der Hand über das Gesicht.

„Und ich glaubte, es ging Dir so gut. Bist Du nicht ins Ostland gezogen und hast da einen Gasthof übernommen?“

„Ja, sie haben mich da hingelockt und jetzt habe ich alles aufgegeben dabei.“

„Du hättest Dich versehen sollen, das kostet nichts weiter als die Mühe.“

(Fortsetzung folgt.)

## Große Berliner Kunstausstellung.

Von Robert Dreuer.

III.

Es gab Zeiten, und sie liegen noch nicht gar so weit zurück, da gab es außer den Fachleuten niemanden, der ein Interesse an der Architektur genommen hätte. Mit solcher Verachtung des Architektonischen ist es heute gründlich vorüber; heute weiß jedermann, der Kunst zu empfinden vermag, daß die Architektur die umfassendste Form, die höchste Materialisation für den Geist der Zeiten ist. Heute interessiert man sich wieder für die Probleme des Bauens, für die ästhetischen und die sozialen, für die wirtschaftlichen und die spezifisch menschlichen Inhalte dieser Probleme. Das Bauen von Mietshäusern, von Stagenwohnungen, von Einfamilienhäusern und von Gartensiedlungen, der Städtebau mit der Fülle seiner technischen und monumentalen Aufgaben, all das steht mitten im hellen Licht der täglichen Diskussion.

Es versteht sich, daß die Große Berliner auch in der Architektur den minderwertigen ein Zufluchtsort ist; es verdient aber Beachtung, daß bei dieser offiziellen Parade die Fülle der Malerei und der Plastik nicht annähernd soviel Gutes auszu-

weisen hat, wie die relativ geringe Zahl der dem Architektonischen überlassenen Säle. Wir können von solchen Siegen aber nicht reden, ohne zuvor die Niederlagen zu strafen.

Mit bewundernswertem Mut hat Herr Seeling einige Wände für sich in Anspruch genommen. Er ist Stadtbaumeister von Charlottenburg; man möchte gar zu gern wissen, wann er es nicht mehr sein wird. Was dieser Mann macht, hat mit Architektur nicht das Geringste zu tun. Beinahe ein Wunder ist es, daß solch Gefnautsch und solche blöde Tapeziererei überhaupt noch Ausführende und Bezahlende findet. Um die Lächerlichkeiten der Theater für Freiburg und Kiel nur zu notieren, reichte kaum der Sprachschah; die Monstrositäten, zu denen Seeling harmlose Schulbauten aufblonert, sind so ungeheuerlich, daß man sich immer wieder fragen muß: woran liegt es, daß diese allzu fruchtbare Unfruchtbarkeit nicht endlich verschüttet wird. Gegen Seeling ist Schwächten eine sympathische Erscheinung. Das will viel heißen. Aber in der Tat: Schwächten besitzt wenigstens Gefühl für Reinlichkeit. Er strebt zum mindesten nach der Klarheit der Form; er weiß, daß Architektur etwas Höheres ist als ein Zusammentarren zerhackter Kulissen. Freilich, auch Schwächten wird in der neudeutschen Baugeschichte nur eine Episode bleiben, ein betrübliches Weispiel für einen, der dem Historizismus verfiel. Zugleich: ein Opfer Wilhelmischer Romantik. Was sollte er machen, als er das Schloß in Rosen zu bauen bekam. Er wird die Aufgabe als Ehre und guten Verdienst angenommen haben; er wird heute vielleicht blind sein für die Zwecklosigkeit seiner stilistischen Anstrengungen, für die Burleske, Fadeln in eiserne Ringe zu stecken und elektrisch zu beleuchten. Indessen, man spürt, daß dieser Repetitor und Dekorateur ein Architekt hätte werden können. Leider ist er nun ein Schnurbodenathlet, dessen Künste oft recht störend wirken können. So etwa an der neuen Kölner Rheinbrücke; da übt die romanische Maske der Vorbauten einen unverantwortlichen Raub an der Genialität des eisernen Ingenieurwerkes. Trotz alledem, wir tun dem absterbenden Schwächten unrecht, wenn wir jetzt eines gewissen A. Hartmann gedenken. An welchem Nebeneinander sich deutlich erkennen läßt, wie auch an der hoffnungslosen und verlorenen Form eine gewisse Qualität von der absoluten Impotenz geschieden werden kann. Solche Beobachtung ist amüsant und darum, darum allein sei auf dem monumentalen Blödsinn, den besagter Hartmann mit verschiedenen Denkmälern anstellen möchte, verwiesen. Einmal, da legt er den toten Bismard rüdlings auf eine brutal getreppte Terrasse; ein andermal gibt er einer Sphing, die in kühner Höhe lagert, den Bismardkopf. Solche Proben dürften genügen, um den drohenden Unfug, die Demonstration einer patriotischen Hysterie und dem bölligen Mangel an Gehorsam gegen die Alleinherrschaft der Form zu kennzeichnen.

Nach solchem Sturzbad tut es gut, einem wirklich monumentalen Architekten zu begegnen. Bruno Schmitz zeigt seinen Entwurf für die einst geplant gewesene Oper am Kurfürstendam. Das gestraffte Rathaus dient der Absicht, einen festlichen Kultraum zu schaffen, ohne hintende Anlehnungen an die Stile von gestern und vorgestern. Dem gleichen Geist gehört eine Synagoge, die Müller und Brodersen in Mainz bauen. Die magere Klassik mit ihren flachen, nüchternen, bis zum Gestirns stoßenden Pfeilern vermittelt den temperierten Ausdruck eines rationalistischen Betzaales. Sehr geschickt wurde die Kuppel aus den Abwalmungen des Daches entwickelt. Noch näher verwandt mit Schmitz ist Oskar Hauffmann; auch von ihm sehen wir einen Entwurf für die Kurfürsteneroper, der mit besonderem Geschick, durch Einbudung der Front, gegen die StraÙe eine starke Raumwirkung gewinnt. Mit einem nicht minder überraschenden Mittel hat Wilhelm Brurein dem Projekt eines Rathauses für Serne den Erfolg gesichert.

Es gibt noch einen Stärkeren: Wilhelm Kreis. Mit Recht gab man ihm einen ganzen Saal; er hat ihn nicht nur voll gehangen, er hat ihn ausgefüllt. Alles, was er zeigt, läßt dem Raum erleben. Er meistert die seltene Kunst, die Steine so zu schichten, die Wandungen so zu bewegen, die Massen plastisch so zu beleben, daß niemand, der in eines seiner Häuser eintritt, es meiden kann, den Atem größer zu nehmen. Kreis hat nie das Monumentale mit dem Maßlosen verwechselt; er hat immer gewußt, daß Größe und Kraft sich nur durch Verhältnisse darstellen lassen. Er hat nie Geschrei für Rathos gegeben; er hat das ewige und absolute Mittel der Achse als Rückgrat und Bewegungstendenz des Raumes, als unverbrüchliches Gesetz, walten lassen. Dabei ist er nie dem Gewalttamen verfallen; er hat sich nicht geschaut, Anschluß an jene heimatischen Bauweisen, die allen Schwachen zum Verderben werden, zu nehmen. Er wechselt die Materiale nach dem Bauort; ob er aber Backsteine oder Haussteine verarbeitet, ob er mit Schiefer oder mit Kupfer eindeckt, immer läßt er die Sinnlichkeit der Stoffe sich ausleben und nach Struktur und Farbe sich zur Harmonie finden. Kreis ist einer der wenigen, die einen Turm richtig zu disponieren wissen, so, daß er in der Masse bleibt und doch machtvoll über sie hinauswächst. An dem ausgestellten Modell der Mafser Genossenschaft läßt sich dies Besondere der großen Architektur trefflich erkennen. — Kreis hat im Atelier von Paul Ballot gearbeitet; er ist der schönste Beweis für den architektonischen Instinkt, der den Baumeister des Reichstages vom Detail des Kunstgewerbes fernhielt und stets und allein die Balance und die Musik der Massen umwerben ließ. Es

ist sehr interessant, daß nebenan das Werk eines Messelschülers gezeigt wird.

Reinhold Kiehl vertritt mit Umsicht und kühlem Temperament jene Baugesinnung, die mit den Elementen einer primären Antike und einer reinen Gotik Aufgaben des modernen Lebens zu gestalten weiß. Er ist außerdem ein nie versagender, nie ermüdender Praktiker, der den vielfältigen Anforderungen einer stetig wachsenden Stadt die günstigsten Lösungen zu geben weiß. Kiehl ist Stadtbaumeister von Rixdorf. Er hat in kurzer Zeit diesem bearbeiteten und ganz vernachlässigten Vorort einen würdigen Charakter und ein schönes Antlitz beschert. Man braucht nur das neue Rathaus mit dem alten zu vergleichen oder irgendeine der früheren Hohlziegelschulen mit den jetzigen Schulbauten, deren Kiehl Jahr für Jahr mehrere aufstellt, so muß man den Unterschied, den gewaltigen Fortschritt greifbar erkennen. Und man wird dann, wenn man an Seeling, den Charlottenburger, denkt, mit Freude, aber auch mit Bedauern feststellen: welchen Nutzen die Städte von tüchtigen Stadtbauwerkmeistern haben können. Gleich seinem Berliner Kollegen, diesem oft folgend, dient Kiehl (man vergleiche das Krankenhaus) den lebendigen Aufgaben der Gegenwart; dabei wahr er, dem gemeinsamen Meister treu, wie Hoffmann, die Berlinische Tradition, die, trotz mancherlei Einschlägen aus der Gotik und der Renaissance, auf Schinkel zurückführt. Solche Feststellung ist notwendig, wenn man entschlossen ist, die Sonderausstellung des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten zu besuchen.

Vor Kreis und Kiehl, vor Schmitz und Brurein erfaßt man erst die ganze Torheit jenes berücksichtigten, auch hier bereits gestäubten Erlasses, mit dem der Herr von Breitenbach seine Entschlossenheit darüber kundgab, daß die moderne Architektur mit allem Herrschaftlichen roh breche. Etwas Verlehrteres zu sagen ist kaum möglich. Genau umgekehrt: von Kreis bis Kiehl und von Schmitz bis Brurein treffen wir die Erfüller der Tradition. Und drüben, bei denen, die der Minister für brav achtet, bei den Polytechnikern, hoden die Verwüster der Ueberlieferung. Man stelle gegen irgendeinen Bau von Kreis oder von Kiehl das neue Kammergerichtsgebäude, dann hat man die Distanz. Die Freunde des Bauministers kombinieren, addieren und dekorieren und bleiben dabei immer qualitätslos, schlapp und armselig. Mit der Reichsdiene und der gefühllosen Dressur quälen sie die Tradition und erniedrigen sie zu einem Kadaver. Wenn das, was Herr Breitenbach als Ueberlieferung zu schätzen scheint, keine besseren Verwalter hätte, als diese papiernen Beamten, wenn die um Wallot und Messel nicht da wären, dann allerdings wäre es um die deutsche Architektur so traurig bestellt, wie der ministerielle Erlaß (den wohl Hindelken schrieb) beklagen zu müssen glaubt.

Im übrigen: Herr Breitenbach hat ungehorsame Knechte; es gibt im Bauministerium etliche Architekten, die der Tradition nach eigener und fruchtbarer Art zu dienen suchen. Dazu würden die Erbauer der neuen Bahnhöfe ohne Zweifel gehören. Die Ausstellung zeigt nicht minder erfreuliche Resultate, die leider an belangswerten Aufgaben gescheitert sind. Wir treffen in Modellen einige Typen für Gerichtsgebäude kleinerer Städte, Gruppen aus Bauten für die Bureaus, für die Beamten und für die Gefangenen. Man mag es einen doppelzüngigen Kulturfortschritt heißen, daß den Strafanstalten eine gute Architektur zuteil wird; indessen, es ist doch erfreulich, daß auch für solche Anlagen, die bisher ein kaltes Nebeneinander waren, jetzt das Prinzip der räumlichen Gestaltung eine gewisse Wilderung bringt.

Man möchte meinen, daß die Ausstellungsleitung den Breitenbachischen Irrtum vorgezeigt habe; durch das, was sie in einem gesonderten Kabinett aus dem Werke Schinkels zu zeigen hat, demonstriert sie: die Folgerichtigkeit der modernen Architektur aus der Tradition. Und, um hierfür noch eine weitere Beweisführung zu empfangen, braucht man sich hier nur die zur Schau gestellten Zimmer aus den Jahren 1830—1850 anzusehen; man braucht nur zu vergleichen, wie vernünftig und wie schön die einzelnen Stüde in sich selber sind, und wie plump und geistlos das wurde, was Herr Wiberfeld aus ihnen zusammenbraute. Dann denkt man einen Augenblick an das, was wir moderne Raumkunst heißen, und weiß hinlänglich: wer die Entwicklung trägt, ob die faulen Kopisten, die routiniert jonglieren, oder die um Van de Velde und Peter Behrens.

An das Schinkel-Kabinett reiht sich eine umfangreiche Retrospektive. Sie ist interessant für den Freund der Kulturgeschichte; sie verrät uns mancherlei von dem damals hungernden und sich phyliströs an Nichtigkeiten freuenden Berlin der Wachtparaden, der mageren Fräulein, der dicken Fischfrauen und der wihigen Eckensteher. Man bekommt Illustrationen und Panoramen, so etwas wie ein Wochenjournal der tugendlichen und galanten Welt. Es ist gar nichts dagegen zu sagen, daß eine Zeit, der die Photographie noch nicht geläufig war, durch Handbetrieb die Personen und Ereignisse fixierte. Nur haben solche geschichtlichen Dokumente nicht unbedingt etwas mit der Kunst gemein. Das gilt ganz gewiß für die Pinselien von Meyerheim, Wegas und Hennig, während Hummel mit seinem Porträt eines Edeladens an der Schlossfreiheit die Schildelei bereits zu einem künstlerischen Thema steigert und Gaertner besonders durch sein kleines Bildchen von der Spittelkirche eine gewisse Freude des Malprozesses andeutet. Eine eigentliche Ueberwindung des Illustrativen treffen wir indes erst bei Steffed und Franz Krüger.

Freilich nicht in den großen Kompositionen, nur in der Intimität der Beobachtung des einzelnen und in der Delikatesse der noch mit der Miniatur ringenden Technik. Anders, ganz anders sind Karl Blechen und Menzel. Das ist Malerei in unserem Sinne, eine eigene Welt der Pinselstriche und der Farbfloden, die in sich selber lebt und webt und nur noch zufällig auch Kulturelles oder Historisches berichtet. Wie Blechen (2650) die Vorstellung menschlicher Leiber, den Traum vom Mädchenfleisch, als einen blonden Aktent in strömendes Grün setzt; wie er ein andermal bei der Variation des Oberflächenscheines (2660) zwischen Bart und Wangen Farbe in Farbe bettet, das eben, ja das ist Malerei. Und dann: Menzel zu Krüger. Man vergleiche Krügers entzündende Studie von den drei schönen Berlinerinnen mit einem Frauenbildnis von Menzel (2889) oder mit dem schlafenden Kind (2886). Bei Krüger herrscht die Freude am Objekt; er will die Lieblichkeit seiner Modelle in Treue schildern. Das alles leistet Menzel nicht weniger; was ihn aber beherrscht, ist die Freude am Strich, an der Bewegung des Bleistiftes, an der selbsterzeugten Hieroglyphe. Gewiß, das Kind schläft, wir fühlen die Hitze seiner geröteten Wangen; was Menzel aber eigentlich reizte, war: mit dem Pinsel die Schatten und Lichter abzutasten und zu einer Pastorale zusammenfließen zu machen. Man betrachte daraufhin noch Nr. 2892: Josef Joachim spielt mit Klara Schumann. Da ist die Szene beinahe unsichtbar geworden; man erlebt nur noch das Gefühl, verdichtete Leidenschaft, die sich entlud. Das technische Können ist nicht mehr das Wesentliche, sondern das Selbstverständliche. Wesentlich ist das Musizieren der Farben, das Flirren des Lichtes, das Zittern der erlebenden Sinne.

## Das achte und neunte Buch Moses oder der sympathisch-magische Hauschatz

Von Wilhelm Cremer.

Der alte Moses muß nicht nur ein großer Gesetzgeber und Hygieniker gewesen sein, sondern vor allem ein recht fruchtbarer Schriftsteller, denn er hat uns außer den durch die Bibel überlieferten fünf Büchern Moses noch vier andere hinterlassen, die ein wahres Kompendium tiefster Geisteswissenschaft und unglaublicher Zauberkunst sind. In unserer heutigen traurigen Zeit, in der schon die Jugend durch Mid-Carter-Feste und ähnliche Schundliteratur, durch sexuelle und politische Aufklärung verdorben wird, ist es ein erfreuliches Zeichen, daß eine Reihe geschäftstüchtiger Verleger mit Erfolg bemüht sind, gegen solchen Schund und geistigen Tiefstand anzukämpfen, indem sie dem deutschen Volke Bücher altersgrauer, ehrwürdiger Weisheit, die in dem Wust modernen Unglaubens fast vergessen waren, wieder darbieten. Da sind „Albertus Magnus bewährte und approbierte, sympathische und natürlich ägyptische Geheimnisse für Menschen und Vieh“, „Anleitung zum Kartenlegen und Wahrsagen von Daniel ben Abubala, Musti zu Mekka“, „Rosrodamus neuestes, vollständiges und größtes ägyptisches Traumbuch“, „Das große Buch Salomons aus ältesten kabbalistischen Urkunden der Hebräer“, „Der wahrhaftige feurige Drache — Herrschaft über die himmlischen und höllischen Geister und über die Mächte der Erde und Luft“, „Mosis magische Geisterkunst — das Geheimnis aller Geheimnisse“, „Das sechste und siebente Buch Moses, dreifach versiegelt“. Kurz alles Bücher, deren Verfasser ein gewisses historisches Ansehen genießen und denen gewiß auch jener konservative Abgeordnete das Rezept vom jungfräulichen Ziegenbrot verdankt, das bei der Beratung des Kurhülshereigesetzes so wichtig wurde. Aber auch moderne Autoren finden sich: „Schäfer Thomas Universalrezeptbuch für Stadt- und Landleute“, „Bellachinis geheimes Zaubers- und Punktierbuch“, „Paul Kramers enthüllte Lotteriergeheimnisse — hochwissenschaftlich — absolut sicherer Gewinn“, und schließlich „Die geheimnisvollen Mächte in der Liebe, oder wie man ein richtiger Don Juan wird.“

Ich muß gestehen, daß ich eigentlich alle diese Bücher nicht kenne. Ich fand ihre Titel im Anhang vom achten und neunten Buch Moses, das mir ein gültiges Geschick in die Hände gab. Ich kann daher auch nicht dafür garantieren, daß diese Bücher wirklich das leisten, was sie versprechen — aber wenn sie nur den zehnten Teil von dem bieten, was das achte und neunte Buch Moses bietet, dann, lieber Leser, laß dein Geschick, dein Amt, deine Arbeit liegen, wie sie liegen. Kauf dir die Bücher, studiere sie und sei glücklich, denn es gibt keinen Wunsch, der sich dir nicht erfüllt. Ich persönlich kaufe mir die vielen Bücher nicht, ich bin mit dem achten und neunten Buch Moses zufrieden, es genügt mir vollaus und befriedigt mich in allen Lebenslagen.

Wenn ich bedenke, was ich früher für Sorgen, Mühen und Geldausgaben gehabt habe — und jetzt? Da sind die Krankheiten — früher mußte man zum Doktor laufen und wie einfach ist doch die Behandlung nach dem achten und neunten Buch Moses. Sie haben z. B. eine Geschwulst. Dreimal darauf geblasen und dabei gesprochen: „Es gingen drei reine Jungfrauen, die wollten Geschwulst und Krankheit beschauen; die eine sprach: es heißt, die andere sprach: es ist nicht wahr; die dritte sprach: es ist dann nicht, so komm unser Herr Jesu Christi“ — und fort ist die Geschwulst. Oder ein tollwütiger Hund beißt Sie, dann schreiben Sie einfach auf ein Butterbrot: Saga Maga Baga Saga und geben es dem Hund

zu fressen und schon sind Sie gerettet. Früher reiste man wegen einer solchen Kleinigkeit nach Paris zu Pasteur.

Gestern habe ich den Agenten der Feuerversicherung hinausgeschmissen, der Kerl wollte Geld haben. Aber ich fürchte keinen Brand mehr. Mein Buch sagt: Man schreibe auf einen Gegenstand die Worte: + Alga + Loga + Koga + Uga + und werfe ihn ins Feuer, es wird sofort verlöschen. Warum geht die städtische Feuerwehr nicht zu diesem einfachen Mittel über? Schade ist es übrigens, daß ich kein Landwirt bin, die meisten Rezepte passen absolut nicht auf städtische Verhältnisse. Was nützen mir die Sprüche gegen beherrzte und verzauberte Kühe, wenn ich in meiner Wohnung solche Tiere absolut nicht gebrauchen kann? Auch die Methode, einem Pferde die Müdigkeit zu vertreiben, so daß man wochenlang Tag und Nacht darauf reiten kann, interessiert mich nicht, ich habe mich noch nie auf ein Pferd hinaufgetraut. Selbst die Kunst, Hasen und anderes Wild aus weiter Ferne herbeizulocken, Verden mit einem Nachtlicht zu fangen und Aale und andere Fische in einen Teich zu bannen, ist für mich nur von bedingtem Wert, da die Polizei eine Reh- und Hasenjagd auf dem Kurfürstendamms oder das Angeln im Landwehrkanal doch nicht erlaubt. Trotzdem bleiben genug Geheimnisse, die ich auch als Städter verwerten kann. Wie kinderleicht ist es z. B., ein Gefpenst, einen Teufel oder einen Toten herbeizugittieren und sich von ihm den Kurszettel der übernächsten Woche sagen zu lassen! Mit den Zauberformeln des heiligen Ignatius, die der Vater Salanka der ganzen Menschheit zu Ruh und Frommen zugänglich gemacht hat, besorgt man das in einer Minute. Auch die Formel, unfehlbar einen großen Lotteriegewinn zu machen, verdanken wir diesem Vater. Ich will sie hier mitteilen und bin nur gespannt, was die Regierung sagt, wenn bei der nächsten Ziehung lauter Gewinne herauskommen. Also man lege seine Hände über das Los, welches gewinnen soll, und spreche dreimal folgenden Satz: Felicitas! Felicitas! Felicitas! Deo sankto Spiritus. Amen! So, und wenn nun nicht geholfen ist, dem ist überhaupt nicht zu helfen.

Von der Erwerbung des unsichtbar machenden Ringes, des schwarzen Huhns, das goldene Eier legt, der Siebenmeilenstiefel und ähnlichen Scherzen will ich hier nichts verraten, das sind schwierige Dinge, die nur unter ganz bestimmten Planetenaufstizien vorgenommen werden können, aber vielleicht interessiert sich das Publikum noch für ein unfehlbares Mittel, Liebe einzuflohen. Eigentlich stammt dieses Mittel vom König Salomo, und Moses hat es in struppeloser Weise gestohlen und in sein Buch eingefügt, nebenbei bemerkt das älteste, historisch beglaubigte Plagiat, was wir kennen.

Also: „Man schneide einem weißen jungfräulichen Täubchen das Herz aus und lasse es von einer Viper verschlingen. Die Viper wird daran sterben, weil die Taube das Sinnbild der Tugend und der Unschuld ist, während die Viper für das Sinnbild des Lasters und der Verleumdung gilt. Man nehme den Kopf der toten Viper und trockne ihn so sehr ein, daß man ihn in einem Mörser mit einer doppelten Quantität Ganssamen zu Pulver zerstoßen kann. Man trinke dieses Pulver in einem Glase vierjährigen Weines, in den man sieben Tropfen Laudanum gemischt hat. Und dein Angesicht wird erblühen in Jugendfrische, deine Lippen werden jugendlich schwellen, deine Augen in nie gesehenem Feuer erglänzen, so daß dir niemand vom andern Geschlecht widerstehen kann, solltest du auch ein männlicher oder weiblicher Methusalem sein.“

Also bitte!  
Und ganz zum Schluß noch das Geheimnis zur Verhinderung der Untreue der Frauen, ebenfalls von König Salomo erfunden, der bei seinen Hunderten von Frauen natürlich allen Grund hatte, so etwas zu entdecken. „Man nehme eine Locke von den längsten Haaren einer Frau, verbrenne solche“) auf glühenden Kohlen, streue die Asche davon auf ein Bett oder Sofa, welches man zuvor mit Rosenhonig eingerieben hat, so wird sie niemals Sehnsucht und Gelüste nach einem anderen Manne fühlen, die Galanterien anderer Männer mit Stolz zurückweisen, von Untreue keine Ahnung haben.“

### Kleines feuilleton.

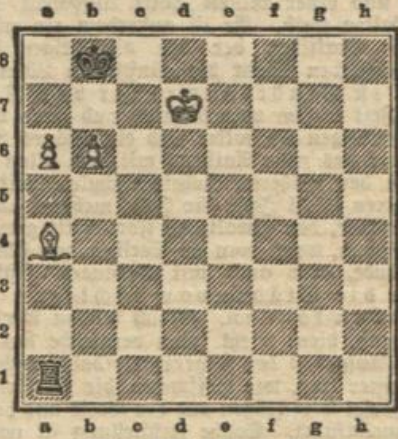
#### Sprachwissenschaftliches.

Eine häufige Sprachverhuzung. Der aufmerksame Zeitungsläser wird oft genug lesen von der „Herzoglich technischen Hochschule“ oder von der „kaiserlich statistischen Kommission“ u. dergl. m. Das sieht so aus, als wäre die Rede von einer herzoglichen Leantil, von einer kaiserlichen Statistik — während sich doch diese den staatlichen Charakter bezeichnenden Titel „herzoglich“, „kaiserlich“ usw. natürlich nur auf das Institut, die Schule, Behörde oder Anlage beziehen. Es muß also selbstverständlich heißen: das kaiserliche statistische Amt, die herzogliche technische Hochschule usw. Völlig richtig, auch in verfassungsrechtlicher Beziehung wäre freilich nur die Bezeichnung Reichsamt (z. B. Reichspostamt statt „kaiserliches“ Postamt) und Staatliche Hochschule. Aemter, deren Kosten die Herren Kaiser, Herzoge usw. aus ihren Taschen decken, die mögen sie dann auch kaiserlich und herzoglich nennen, soviel ihnen beliebt.

\*) Natürlich die Locke und nicht die Frau — oder sollte der weise Salomo ein solch robitales Mittel vorschlagen?

## Schach.

Unter Leitung von S. Klavin.  
B. Steiniq.



WeiB zieht und gewinnt.

Schachnachrichten. Im Mathe Tarrasch-Schlechter ist wegen Untwohlfens des ersten eine kleine Unterbrechung eingetreten. In dieser Woche ist nur eine Partie (die zehnte) gespielt worden, die Tarrasch gewann.

Prof. J. L. Rice aus New York hat zur Untersuchung einer Stellung aus dem Gambit seines Namens in München zwischen den Herren Spielmann, Fahrni, Rosental und Klavin ein kleines Turnier veranstaltet, das zurzeit noch im Gange ist. Wir bringen nachstehend eine Partie hiervon. (Analytiker-Modus.)

#### Nice-Gambit (21. Juli).

S. Klavin R. Spielmann

- 1. e2—e4 e7—e5
- 2. f2—f4 e5×f4
- 3. Sg1—f3 g7—g5
- 4. h2—h4! g5—g4
- 5. Sf3—e5! . . . . .

Kieserichts-Gambit\*, dessen Unter-variante das „Nice-Gambit“ ist.

- 5. . . . . Sg3—f6
- 6. Lf1—c4 d7—d5
- 7. e4×d5 Lf8—d6
- 8. 0—0 . . . . .

In dieser Opferkombination (statt d4!) besteht das „Nice-Gambit“.

- 8. . . . . Ld6×e5
- 9. Tf1—e1 Dd8—e7
- 10. e2—e3 Sf6—h5!

Dies ist die einzige Variante, in der die Korrektheit des Gambits bisher noch angezweifelt wird. Bei 10. . . . . Dc5?, 11. d4, D×e4; 12. T×e5? zc. erlangt Weiß überwältigenden Angriff.

- 11. d2—d4 Sb8—d7!
- 12. Dd1×g4! Sd7—f6!
- 13. Dg4—e2 . . . . .

Von Klavin herrührend. Mit dieser konventionellen Stellung wurde im Turnier begonnen.

- 13. . . . . Sf6—g4!
- droht D×h4 mit Vernichtung.
- 14. De2×e5! Sg4×e5
- 15. Te1×e5 Th8—g8

In Betracht kommt auch Le6, jedoch behauptet dann Weiß den Angriff für das materielle Opfer. In einem Mathe Zeichmann-Nieses kam 15. . . . . D×e5 zur Anwendung.

- 16. Te5×e7! Ke8×e7
- 17. Kgl—f2 . . . . .

Schwarz drohte sowohl f4—f3 als Lh3.

- 17. . . . . Tg8—g4

Der Zug gewinnt den Bh4 und ist also planlos. Das Manöver ist aber sehr zeitraubend und sollte besser durch Lf5 oder Tg7 ersetzt werden.

- 18. b2—b3 Lc8—f5
- 19. Le1—a3? Ke7—f6
- 20. Lc4—e2! . . . . .

Um besten, um d67 Verdoppelung der Türme auf der g-Reihe vorzuziehen.

- 20. . . . . Tg4×h4
- 21. Sb1—d2 Sh5—g3
- 22. Le2—f3 Ta8—e8

Der Plan von Schwarz besteht in Lg4 und L×f3, um Te2 zu drohen. 23. d5—d6 c7×d6 In Betracht kam e7—e6.

- 24. La3×d6 . . . . .
- droht L×f4.
- 24. . . . . Sg3—e4!
- 25. Sd2×e4 Lf5×e4
- 26. Ta1—e1 Kf6—f5
- 27. d4—d5! . . . . .

Um Te6 nebst Entfestigung des Le4 zu verhindern.

- 27. . . . . f7—f6

Ein tiefsinniger Versuch, den Mehrheits der Qualität zur Geltung zu bringen.

- 28. c3—c4 . . . . .
- Auf 28. Le7 folgt 28. . . . L×f3!
- 29. T×e8, L×d5 mit wahrcheinlichem Remis-schluß.
- 28. . . . . Th4—h6
- 29. g2—g4?

Auf Le7 oder Le5! folgt Tg6! nebst event. Tg7.

- 29. . . . . f4×g3?
- 30. Ld6×g3 Th6—g6!

Dieses Qualitätsopfer ist er-ätungen, weil sonst Weiß mit d5—d6 zu gewinnen droht.

- 31. Lf3—h5 Kf5—g5
- 32. Lh5×g6 L7×g6
- 33. Lg3—c7 f6—f5
- 34. Te1—d1 Te8—h8!

Die einzige Parade gegen den mit d5—d6 drohenden Figurenverlust.

- 35. d5—d6
- Sonst spielt Schwarz Th7 und hat nach d5—d6 die Parade Le6 zur Verfügung.
- 35. . . . . Th8—h2?
- 36. Kf2—e3

Ober 36. Ke1, Th1? nebst T×T zc. Schlecht wäre 36. Kg3?, Tg2?; 37. Kh3, Kh5; 38. d7?, g5 mit unbedauerlicher Mattdrohung.

- 36. . . . . Th2—Lh3?
- 37. Ke3—f2 . . . . .
- Ober 37. Kd4, Le6; 38. Ke5, Th7 zc.
- 37. . . . . Th3—h2?
- 38. Kf2—e3 Th2—h3?
- 39. Ke3—f2 Remis.

Bei der Verteilung des schwierigen Problems des „Nicegambits“ ist bekanntlich für Weiß Remis mit Gewinn gleichbedeutend.